

Das physiologische Ergebnis der Simalaja-Expedition

Verwahrung gegen eine Verwahrung

Dr. Walter Bing

„Der Bergsteiger“ gibt den nachstehenden Erwiderungen Raum, ohne irgendwelche redaktionelle Erläuterungen beizufügen. Festgestellt sei lediglich, daß die Arbeit Dr. Bings seit Frühsommer in der Redaktion liegt, aus Raummangel aber bisher nicht gebracht werden konnte.
Der Schriftleiter.

Herr Notar Paul Bauer hat in der Mai-Nummer des „Bergsteigers“ Veranlassung genommen, „Verwahrung“ gegen das Urteil einzulegen, das ich mir über die physiologischen Ergebnisse der zweiten Kangchendzönga-Rundfahrt der Münchner — um mit Herrn Bauer zu sprechen — angemacht habe. Ehe ich mich kurz zu den grundsätzlichen Fragen äußere, ob meine Ansichten über die Bauersche Akklimatisierungstheorie falsch oder „zum weit überwiegenden Teil verfälscht“ sind, und ob mein Urteil wirklich ein so „schlechtes Licht auf meine Wahrheitsliebe und mein Verantwortungsgesühl“ wirft, darf ich auf einige sachliche Unrichtigkeiten in Herrn Bauers Artikel hinweisen.

Vor allem ist mir nichts davon bekannt, daß ein Artikel aus meiner Feder später als Ende November 1931 im „Berliner Börsen-Courier“ erschienen ist. Wohl erschien vier Wochen vor der Veröffentlichung des Artikels in der „Frankfurter Zeitung“, den Herr Bauer zur Grundlage seiner Polemik wählte, im „Berliner Börsen-Courier“ ein Artikel, betitelt Kantsch-Bilanz. Aber dieser Artikel enthielt keineswegs ein abschließendes Urteil über die Erfahrungen der Kantsch-Rundfahrt, wenn er sich auch mit physiologischen Fragen befaßte. Herr Bauer irrt sich ferner, wenn er behauptet, es seien nur diejenigen Artikel in der Tagespresse erschienen (und mir zugänglich gewesen), die er und seine Freunde durch Vermittlung des Herrn Dr. Ernst Weigel (München) erscheinen ließen. Und den veröffentlichten Artikeln könne also auch keiner den „durch die Bingsche Diktion gewollten Vorwurf der Entstellung machen“.

Sowohl Herrn Bauer als auch die Leser des „Bergsteigers“ wird es interessieren, daß unter dem Datum des 4. November 1931 eine mit dem Signum der „United Press“ versehene Notiz in deutschen Zeitungen (darunter auch in der „Frankfurter Zeitung“) erschien, die folgenden Wortlaut hatte:

„Bombay, 4. November. Die deutsche Himalaja-Expedition, die sich nach Deutschland unterwegs befindet, traf, von Kalkutta kommend, hier ein. Der Führer, Dr. Bauer, erklärte, daß man wertvolle geologische (?) Feststellungen gemacht habe. Die Expedition sei bis zu einer Höhe von über 8600 Meter (!)

emporgestiegen. Man habe herausgefunden, daß der Mensch noch in einer Höhe von ungefähr 8200 Meter ohne besondere Ermüdungsercheinungen arbeiten könne.“ *)

Auch Herr Bauer wird zugeben, daß diese Notiz nicht nur eine, sondern gleich mehrere, und zwar so gründliche Entstellungen enthielt, daß es für mich, der ich mich zwar nicht — wie Herr Bauer meint — als autoritativer Kritiker „gebe“, wohl aber seit Jahren von der „Frankfurter Zeitung“ und anderen großen deutschen Blättern als solcher „genommen“ werde, einfach eine Pflicht war, in der „Frankfurter Zeitung“ die Irrtümer dieser Notiz zu berichtigen. Das lag nicht nur im Interesse der Leser, sondern auch im Interesse des Herrn Bauer und seiner Gefährten selbst. Im Einvernehmen mit der Redaktion schrieb ich dann jenen kurzen Artikel in der „Frankfurter Zeitung“ vom 29. November, aus dem Herr Bauer einige Sätze zusammenhanglos zitiert hat, und den ich schon aus diesem Grunde den Lesern des „Bergsteigers“ wortgetreu zitieren muß. Der Artikel lautet:

Welche Höhe wurde am Kantsch erreicht?

„Die Deutsche Himalaja-Expedition 1931, die unter Notar Paul Bauers Führung im Mai Europa verließ, kehrt in diesen Tagen von ihrem zweiten, vergeblichen Versuch, den zweithöchsten Berg der Erde, den zirka 8600 Meter hohen Kantschöngga, zu besteigen, nach Deutschland zurück. Über ihre Erfolge und Mißerfolge sind in der Öffentlichkeit derartig widersprechende Nachrichten verbreitet worden, daß es nützlich erscheint, diese Berichte und Gerüchte an Hand der ersten authentischen Erzählungen der Teilnehmer auf ihre Tatsachenbasis zurückzuführen.“

Die Münchner haben am Kantsch eine Höhe erreicht, die nach dem Aneroidbarometer zwischen 7938 Meter und 7928 Meter schwankte. Diese Stelle — es war der höchste Punkt im sogenannten Ostsporn — wurde von Hartmann und Wien betreten. Die anderen Teilnehmer erreichten diese Höhe nicht. Das höchste vorgeschobene Lager 11 befand sich in einer Höhe von rund 7600 Meter. Hinter diesem Lager wurden die technischen Schwierigkeiten des Weiterweges zwar nicht mehr durch steile Eisformationen, wohl aber durch tiefen Schnee beträchtlich gesteigert.

*) Die Frage- und Ausrufungszeichen hat der Verfasser eingefügt.

Wie der Expeditionsleiter Paul Bauer selbst berichtet, genügt allein die Tatsache, daß die Träger infolge physischer und psychischer Depression nicht mehr über die Stelle hinüberzubringen waren, an der im August der Expeditionsteilnehmer Schaller und der Träger Pasang tödlich verunglückten, den Endkampf auf den Kantsch unmöglich zu machen. Bauer gibt zu — und verläßt damit die von ihm selbst in seinem Buch über die erste Expedition aufgestellte Theorie —, daß er sich über 7000 Meter Höhe nur mit großer Mühe an die sauerstoffarme Luft gewöhnen konnte, und daß er unter ähnlichen Schwächeanfällen litt, wie seinerzeit der auf dem Anmarsch zum Mount Everest ums Leben gekommene Engländer Dr. Kellas. Er legte in drei Stunden im Aufstieg nur 350 Meter Höhendifferenz zurück, was außerordentlich wenig erscheint, wenn man daran denkt, daß Schneider und Hörlin, die Teilnehmer an der Dohrenfurth'schen Expedition 1930, in gleichen Höhenlagen 250 Meter Stundenaufstieg bewältigten. Die vielfach aufgetauchte Behauptung, daß die Verrichtung alpiner Schwerarbeit nahe der Achttausendergrenze durch „Akklimatisierung“ vorbereitet und sogar mit Leichtigkeit durchgeführt werden könne, hält somit nach den Erfahrungen der zweiten, rein deutschen Kantschexpedition ernsthafter physiologischer Nachprüfung nicht mehr stand.

Man darf gespannt darauf sein, ob die Engländer, die angeblich im nächsten Jahr einen neuen Versuch auf den Mount Everest planen, unter dem Eindruck dieser physiologischen Schwierigkeiten, die sich allerdings bei den verschiedenen Teilnehmern der Münchner Gruppe sehr individuell ausprägten, wieder zu der Sauerstofftheorie der ersten Himalaja-Expedition zurückkehren werden.“

Die Leser werden jetzt selbst feststellen können, welche „Unwahrheiten“ sich in diesem Artikel „aneinanderreihen“. Ich greife die von Herrn Bauer zitierten (wo sind in diesem Aufsatz andere, Herr Bauer?) heraus:

Die Kürze des mir zur Verfügung stehenden Raumes gestattet mir leider nicht, meine Ansichten über die progressive Schwierigkeit der Akklimatisierung in Höhen über 8000 Meter an dieser Stelle ausführlich zu erörtern. Ich beschränke mich darauf, festzustellen, daß der vorstehende Artikel niemals in dem „Schluß“ gipfelt, Bauers Behauptungen, man könne sich an die Höhe gewöhnen, hielten einer ernsthaften physiologischen Nachprüfung nicht stand, sondern daß ich lediglich behauptet habe und noch behaupte: alpine Schwerarbeit, wie Bauer und seine Gefährten sie auf Grund ihrer beschränkten Trägerhilfskräfte, insbesondere angesichts der Unmöglichkeit, die Träger bei der zweiten Kantsch-Rundfahrt bis an den Nordwestgrat des Kantsch heranzubringen, hätten

leisten müssen, könne in der Umgegend der Achttausendergrenze mit absoluter Sicherheit nicht geleistet werden. Ich bedauere es, daß Herr Bauer die Achttausendmetergrenze bei seiner zweiten Fahrt selbst nicht erreichte, weil subjektive Indisposition ihn offenbar zur Umkehr zwang. Aber am Schluß meines Artikels ist ja ausdrücklich betont, daß sich die physiologischen Schwierigkeiten bei den Teilnehmern der Münchner Kantsch-Expedition sehr individuell ausprägten, und ich halte es durchaus für möglich — und durch die letzte Everest-Expedition auch erwiesen —, daß einzelne Bergsteiger sich ohne schweres Gepäck auch über 8000 Meter sehr wohl akklimatisieren können. Ich weiß mich nur mit kompetenteren Beurteilern der Materie (z. B. mit Prof. Dohrenfurth, mit Colonel Strutt und auch mit alpinen Kritikern, wie Walter Schmidkunz und Henry Hoel) darin einig, daß zwischen den Akklimatisierungsschwierigkeiten unter und denen über 8000 Meter ein sehr fühlbarer physiologischer Unterschied besteht. Aus diesem Grund empfiehlt Herr Prof. Dohrenfurth in seinem Buch ja auch die Mitnahme von Sauerstoff als „Medizin“.

Eine weitere „Fälschung“, die Herr Bauer mir vorwirft, besteht darin, daß tatsächlich nicht nur die Herren Hartmann und Wien, sondern auch die Herren Allwein und Pircher den Sporn gipfel erreichten. Da mir als Unterlagen zu meinem Artikel die ungekürzten, in dieser Form in den Tageszeitungen — wenigstens in den mir zugänglichen — nicht erschienenen Originalaufsätze des Herrn Paul Bauer aus dem Oktober- und Novemberheft 1931 des „Bergsteigers“ dienten, ist dieser Irrtum erklärlich. Dem Herr Bauer vergaß — oder hielt es vielleicht auch nicht für wichtig genug — in seinem Schlufsaufsatz auf die Tatsache hinzuweisen, daß auch Allwein und Pircher den höchsten Punkt im Sporn erreicht hatten.

Was endlich meine Behauptungen über die technischen Schwierigkeiten „durch tiefen Schnee“ über Lager 11 anbelangt, so habe ich diese Behauptungen beinahe wörtlich aus dem Aufsatz des Herrn Bauer (vgl. „Bergsteiger“, Novemberheft 1931, Seite 124, Absatz 5) übernommen. Und wenn diese Angaben nicht stimmten, so hat sich eben Herr Bauer in seinem Bericht nicht deutlich genug ausgedrückt.

Ungeachtet dieser Undeutlichkeiten und Irrtümer, die in Herrn Bauers früheren Artikeln und in seiner „Verwahrung“ enthalten sind, liegt es mir vollkommen fern, ihm deswegen „Fälschung“ oder „mangelnde Wahrheitsliebe“ vorzuwerfen. Ich bin überhaupt nicht gewillt, Herrn Bauer auf das Gebiet persönlicher Verunglimpfungen zu folgen, das er und seine Freunde so oft betreten, wenn sie gegen Andersdenkende polemisieren. Es sei mir lediglich eine persönliche Schlussbemerkung gestattet. Die „Erzählungen“, die ich in meinem Artikel in der „Frankfurter Zeitung“ anführe, sind selbstverständlich keine persönlichen (mündlichen oder schriftlichen) Mitteilungen, die

mir durch Herrn Bauer oder die Expeditionsmitglieder zugingen. Die „authentischen Berichte“, die ich erhielt, sind lediglich diejenigen, die im „Bergsteiger“ erschienen und die vorher — wie schon erwähnt — in gekürzter Form auch in der Tagespresse veröffentlicht waren. Außerdem erhielt ich einige kurze Angaben von Münchner Freunden, die Gelegenheit hatten, sich mit Herrn Bauer und anderen Expeditionsteilnehmern nach

ihrer Rückkehr zu unterhalten. Es lag selbstverständlich nie in meiner Absicht, bei den Lesern der „Frankfurter Zeitung“ den — wie ich zugebe — für Herrn Bauer und seine Freunde höchst ärgerlichen Eindruck zu erwecken, es beständen zwischen mir und den Mitgliedern seiner Expedition (die, ganz nebenbei gesagt, zum Teil, genau wie ich, der Sektion „Bayerland“ des D. u. S. V. angehören) und auch nur die „lofesten Beziehungen“.

Stereophotographie

Aus den verschiedensten Gründen wird heute die Lichtbildnerei ausgeübt. Einige betreiben sie berufsmäßig, das heißt, sie photographieren nach bestimmten Aufträgen, sie machen jene Aufnahmen, für die sie bezahlt werden. Wieder einige sehen in der Lichtbildnerei eine fesselnde Kunst, und sie arbeiten und schaffen, um aus Schwarz und Weiß durch Licht- und Schatteneffekte, Linienführung und Bildkomposition beachtenswerte Kunstwerke zu schaffen. Diese Lichtbildkünstler sind selten — allerdings nicht jene, die es werden wollen. Aber wie bei jeder Kunst ist vor allem die Begabung das Wesentliche, die Übung vollendet es; aber niemals erreicht es die Übung allein.

Und zuletzt der Großteil — jene Lichtbildner, die mit allen möglichen und unmöglichen Kameras arbeiten, die Tausende von Bildern und Bildchen erzeugen, um an ihre Bekannten und Verwandten, an alle Stellen, wo sie geweilt, bleibende Andenken zu besitzen. Jene also auch, die mit der Kamera reisen, denen sie zum wichtigsten Instrument auf ihren Fahrten wird.

Zu dieser Gruppe gehöre auch ich. Daß ich zum Lichtbildkünstler nicht geboren bin, sah ich bald ein, eine gütige Fee bewahrte mich aber von der schrecklichsten Krankheit, die 90% aller Lichtbildner befällt — von der Einbildung, künstlerisch wertvolle Bilder zu erzeugen.

Warum sich so viele das einbilden? Wenn sie den grauen, jedem Sachmann lächerlich erscheinenden Abzug vor sich haben, sehen sie plötzlich wieder die Wirklichkeit vor sich — die strahlende Sonne, die Farbenpracht, das Glitzern des Schnees usw., sie sehen alles räumlich, und diese Vision überträgt sich auf ihr Bild. Mit Verzücken betrachten sie es, während der, welcher nicht dabei war, als die Aufnahme geschah, nur das meist alltägliche Objekt und das uninteressante Grau des Bildes sieht und den Kopf über die nach Eigenlob riechende Begeisterung des Bildautors schüttelt.

Und doch gibt es eine Möglichkeit, die Wirklichkeit nicht nur mir selbst, sondern jedem so „greifbar“ (im wahrsten Sinne des Wortes) vor Augen zu führen, Augenblicke, die vielleicht Jahre

zurück und deren Schauplätze vielleicht tausend Kilometer entfernt liegen, wieder herbeizubringen — die Stereophotographie. Das Stereodiapositiv ist die naturwahrste und schönste Wiedergabe der Wirklichkeit.

Die Stereophotographie beruht bekanntlich auf dem Prinzip, daß mittels zweier, nebeneinander geschalteter Objektive zwei Aufnahmen gleichzeitig hergestellt werden, die doch nicht ganz gleich sind, weil eben der Abstand der Objektive, obgleich er nur rund 10 Zentimeter beträgt, genügt, die Aufnahme eines Gegenstandes unter verschiedenen Winkeln erfolgen zu lassen. Und da dieser Winkel ungefähr derselbe ist, unter dem die menschlichen Augen einen Gegenstand, eine Landschaft sehen, so täuscht die Stereoaufnahme, durch ein „Stereoskop“ betrachtet, räumliches Sehen und damit die Wirklichkeit überraschend vor.

Ich habe den nebenstehenden Versuch gemacht, eine Reihe von Stereobildern im Buchdruck zu reproduzieren, obgleich die Gefahr besteht, daß bei der Betrachtung der Bilder durch ein Stereoskop — es genügt auch ein gutes Opernglas — die Vergrößerung des Rasters störend wirkt. Das Papierbild kann ja niemals jene Naturähnlichkeit vortäuschen wie das auf Glas kopierte und in der Durchsicht intensiv beleuchtete Bild, eben das Stereodiapositiv.

Die Plastik des Stereobildes macht es auch möglich, sich über Aufnahmen zu freuen, die weniger gute Komposition aufweisen, die nicht ganz exakt belichtet sind, und vor allem über Aufnahmen, die ohne Sonne oder gar bei Nebel genommen sind.

Seit vielen Jahren mache ich den Großteil meiner Aufnahmen auf Berg- und Skifahrten, Reisen usw. mit der Stereokamera. Und ich zähle es zu meinen schönsten Stunden, wenn ich an einem Winterabend eine Gruppe meiner Stereodiapositive aushebe und nun all die schönen Erlebnisse nicht nur als Erinnerung, sondern auch als naturwahre Bilder an mir vorbeiziehen lassen kann.



In den Felsen der Großen Zinne
Auf der 2. Terrasse; rechts die Felsen der Westlichen Zinne



In Flüelen an der Gotthardbahn



Nebeltag im Hafen von Amsterdam